

horizont^e magazin

evangelisch
ehrenamtlich
engagiert

mit *Im Blick*
Das Magazin der
Diakonie
im Oldenburger Land



Junge Kirche

EKD-Präses Anna-Nicole Heinrich und die Jugendsynodale Lisa Wraase im Gespräch

BEGLEITETER SUIZID

Zwischen leben wollen
und sterben dürfen

FLUCHT

Rettungsschiffe für
mehr Menschlichkeit

EHRENAMT

Zwei Teamerinnen
im Wildflecken-Fieber

Licht wird ausgesät für den Gerechten, Freude für die, die geraden Herzen sind.

PSALM 97,11
nach der Einheitsübersetzung 2016
Innenansicht aus der St.-Johannes-Kirche
in Bad Zwischenahn,
fotografiert von Tobias Frick



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es sind auf den ersten Blick schwere Themen, die wir für Sie in dieser Ausgabe zusammengestellt haben. Aber es lohnt ein zweiter Blick. Versprochen! Denn ab Seite 6 begegnen Sie Irma, die nach einem Schlaganfall intensiv über begleiteten Suizid nachdachte – ein Weg, der seit knapp zwei Jahren in Deutschland erlaubt ist. Dass die Entscheidung, das eigene Leben zu beenden, etwas sehr Persönliches ist, zeigen darüber hinaus unsere Gastbeiträge. Sie thematisieren auch moralisch-ethische Aspekte.

Wegen der Pandemie, aber auch aufgrund der tagespolitischen Ereignisse droht die Flüchtlingssituation im Mittelmeer vergessen zu werden. Dabei ertrinken dort tagtäglich Menschen. Und jeder einzelne von ihnen ist ein Grund mehr, warum sich die evangelische Kirche bei *United4Rescue* engagiert. Ghaydaa Hassoun hat überlebt. Ab Seite 20 erzählt sie ihre Geschichte, es ist eine mit Happy End.

Obwohl das Jahresthema, das die Synode für 2022 beschlossen hat, etwas sperrig klingt, lohnt auch hier ein zweiter Blick – und vor allem das Gespräch zwischen der Jugendsynodalen Lisa Wraase und der Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Anna-Nicole Heinrich. Sie entwickeln erste Ideen, wie die oldenburgische Kirche auch künftig für die Menschen da sein kann.

Ich wünsche Ihnen im Namen des Redaktionskreises viel Freude mit *horizont*^e und freue mich auf Ihre Kommentare und Anregungen.

Ihr
Hans-Werner Kögel

HANS-WERNER KÖGEL
Referent Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
presse@kirche-oldenburg.de

Was muss sich ändern, damit die Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg auch künftig für die Menschen da ist?

umfrage



CHRISTIAN SCHEUER 53 Jahre
Kreispfarrer im Kirchenkreis
Friesland-Wilhelmshaven

›Als Kirche kleiner zu werden, bedeutet nicht, dass wir uns aus dem Leben der Menschen zurückziehen. Es heißt vielmehr, dass wir uns

noch stärker um sie bemühen müssen. Denn immer mehr Menschen verzichten darauf, sich bei Taufen und Trauungen von der Kirche begleiten zu lassen, und bei Beerdigungen sind es in den Städten weniger als 50 Prozent. Dabei fehlt es nicht an guten Angeboten, sondern an Vermittlungsarbeit. Wie die aussehen könnte, machen gerade zwei Hamburger Kirchenkreise vor, die eine **Ritualagentur** gründen. Lassen wir uns von ihnen inspirieren!‹



LARS DEDE 56 Jahre
Kreispfarrer im Kirchenkreis
Ammerland

›Die Frage, wie wir lebendig Kirche sein können, ist von zentraler Bedeutung. Meine Überzeugung ist:

Wir müssen stärker auf die Menschen und ihre Lebenssituationen schauen. Schon jetzt machen wir sehr gute Erfahrungen mit der Gestaltung von **Gottesdiensten an besonderen Orten und zu besonderen Zeiten**. Ich finde es wichtig, Räume zu öffnen, in denen die Menschen ihrem Glauben selbst Ausdruck geben, und unterstütze deshalb innovative Projekte. Unsere Kirchen und die gewachsenen Beziehungen vor Ort sind allerdings auch ein Schatz, den wir erhalten und pflegen sollten.‹



BERTRAM ALTHAUSEN 63 Jahre,
Kreispfarrer im Kirchenkreis
Delmenhorst/Oldenburg Land

›Eine Kirche, die für die Menschen da ist, sollte zu ihnen gehen, sich mit ihnen verbinden und ihnen

zuhören. Viele der kreativen Ideen und der solidarischen Projekte aus der Corona-Zeit sollten deshalb auch zukünftig bleiben. So ließen sich schlecht besuchte Regel-Gottesdienste durch **aufregende anlassbezogene und zielgruppenspezifische Gottesdienste** ablösen. Außerdem ist es an der Zeit, die digitale religiöse Kommunikation über soziale Medien auszubauen, um so die lebenswichtige analoge Kommunikation zu ergänzen.‹



MARTINA WITTKOWSKI 57 Jahre
Kreispfarrerin im Kirchenkreis
Oldenburger Münsterland

›Eine Stärke unseres Kirchenkreises ist das große ehrenamtliche Engagement der Menschen. In Zeiten knapper werdender finanzieller und personeller Mittel gilt es deshalb, die vorhandenen Möglichkeiten kreativ zu nutzen und über Gemeindegrenzen hinweg Ideen umzusetzen. Besonders wichtig wird es sein, Räume für religiöse Erfahrungen anzubieten, beispielsweise in Form von **neuen Gottesdienstformaten** – sei es vor Ort, regional oder digital. So können wir als Kirche mit anderen Konfessionen zusammen Glauben leben und zugleich für die Menschen da sein.‹



TORSTEN MAES 57 Jahre
Kreispfarrer im Kirchenkreis
Oldenburg Stadt

›Je älter die Kirche, desto dicker die Mauern – ein Grundsatz, der aus statischen Gründen sicher für

kirchliche Gebäude gilt, aber keinesfalls für das Leben in einer Gemeinde. Im Gegenteil: Für mich ist Kirche vor allem dort lebendig, wo Mauern verschwinden. Ich bin deshalb ein großer Freund der besonderen kirchlichen Dienste, wie zum Beispiel in Schulen, Kliniken oder in Gefängnissen. Was in Zukunft sein muss? Die Kirche muss **eine Kirche der Mitgeschöpflichkeit** werden! Klimaschutz, Tierwohl, Ökologie werden zunehmend in unser kirchliches Leben und Sprechen Eingang finden müssen.‹



CHRISTIANE GEERKEN-THOMAS 56 Jahre
Kreispfarrerin im
Kirchenkreis Wesermarsch

›Die Wesermarsch ist geprägt von Weite und Wasser; ihr besonderer Schatz sind die historischen Kirchen und Orgeln. Bei-

des lässt sich wunderbar verbinden, denn die offenen Kirchen laden auf ausgedehnten Radtouren zum Innehalten ein. Da jedoch mehr als die Hälfte der 27 Kirchengemeinden weniger als 1.000 Gemeindeglieder zählt, sind die Seelsorgenden für mehrere Gemeinden zuständig und wohnen nicht immer vor Ort. Das fordert von den Ehrenamtlichen viel Einsatz. Dabei bleibt ihnen aufgrund der Fülle von Verwaltungsaufgaben kaum Zeit für die **aktive Gestaltung des Gemeindelebens**. Das muss sich ändern.‹

FOTOS: HANS-WERNER KÖGEL, JENS SCHULZE, PRIVAT

inhalt

14 Thomas Bubeck ist ehrenamtlich engagiert



- 2 **GOTT UND DIE WELT**
- 3 **EDITORIAL**
- 4 **UMFRAGE**
- 5 **INHALT**
- 6 **LEBEN**
Porträt: Wann ist man lebenssatt?
- 10 **STERBEN**
10 Vom Recht, sterben zu dürfen
12 Positionen zum begleiteten Suizid
- 14 **MENSCHEN EHRENTAMTLICH ENGAGIERT**
- 18 **FLUCHT**
Erfolge der Initiative *United4Rescue*
- 20 **GERETTET**
Die Syrerin Ghaydaa Hassou und ihre Familie
- 22 **TITELTHEMA**
Junge Kirche: ›Wir müssen kreativer werden‹
- 25 **SERIE KLASSE KIRCHEN**
Die Laurentius-Kapelle von Damme
- 26 **KOLUMNE#GLAUBE** von Jennifer Battram-Arenhövel
- 27 **FRAGEBOGEN** Timo Rost, Integrationslotse

18 Rettung naht: die Schiffe von *United4Rescue*



26 Jennifer Battram-Arenhövel trifft Gott auf Instagram

IMPRESSUM

horizont® ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint dieses Jahr dreimal im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.
HERAUSGEBER: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Anschrift: **horizont**® Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg, Telefon 0441/7701-193, presse@kirche-oldenburg.de, www.kirche-oldenburg.de **REDAKTIONSLEITUNG:** Hans-Werner Kögel, Dirk-Michael Grötzsch (V.i.S.d.P.)
TEXTCHEFIN: Gunthild Kupitz, Hamburg **ART DIREKTION / PRODUKTION:** Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Bremen **BERATUNG:** Ulf Grüner, Hamburg
REDAKTIONELLE BEITRÄGE: Bertram Althausen, Jennifer Battram-Arenhövel, Uwe Böning, Lars Dede, Thomas Feld, Christiane Geerken-Thomas, Ansgar Gilster, Esther Helena Grass, Olaf Grobleben, Uwe Haring, Laelia Kaderas, Annette Kellin, Thomas Klaus, Hans-Werner Kögel, Annette Muschalik, Renate Lohmann, Torsten Maes, Timo Rost, Christian Scheuer, Nora Voit, Martina Wittkowski. **BILDNACHWEISE:** Titel: Jens Schulze // Mohssen Assanimoghaddam, Rainer Claus, Guillaume Duez, Tobias Frick, Imke Folkerts, Ludger Heuer (BMO), Anthony Jean, Hans-Werner Kögel, Fabian Melber, Henning Menke, Constantin Mirbach, Basel Mansour, Jürgen Schnabel, Jens Schulze, United4Rescue NGO, Privat, Illustrationen: Björg Rühls **DRUCK:** Prull-Druck GmbH & Co. KG, Scheideweg 25-29, 26121 Oldenburg **PAPIER:** Recycling aus 100 % Altpapier **horizont**® ist beim 11. icma International Creative Media Award mit einem Award of Excellence für das herausragende Design der Zeitschrift ausgezeichnet worden. **FEEDBACK:** Bei Fragen und Anregungen schreiben Sie uns unter presse@kirche-oldenburg.de und abonnieren Sie unseren Newsletter unter www.kirche-oldenburg.de/horizonte, der Informationen zu den kommenden Ausgaben enthält.



FOTOS: TOBIAS FRICK, IMKE FOLKERTS, ANTHONY JEAN

TEXT NORA VOIT

FOTOS CONSTANTIN MIRBACH

M

Irgendwann ist SCHLUSS

Nach einem Schlaganfall kann Irma P. weder sprechen noch schlucken. Eine Magensonde wird sie vielleicht künftig ernähren. Zum ersten Mal denkt sie intensiv über den eigenen Tod nach – und wie sie sterben möchte.

anchnmal, sagt Irma P., schließe sie mit sich selbst Wetten ab, welchen Akzent man ihr zu schreiben wird. Ist es Französisch? Dänisch? Oder Schwyzerdütsch? Hat sie keine Lust, ihre Geschichte zu erzählen, behauptet sie, aus der Schweiz zu kommen. Meist aber spricht die heute 71-Jährige ganz offen über ihren Schlaganfall an jenem Septembermorgen im Jahr 2007, der ihren Blick auf das Leben und den Tod veränderte. Nur ihren Nachnamen möchte sie nicht veröffentlicht sehen.

Es ist ein milder Spätsommertag in München. Irma hat süße Teilchen auf einem Teller drapiert und Cappuccino gekocht. Jetzt sitzt sie an ihrem Esstisch, barfuß, die Fußnägel knallrot lackiert. Vor ihr eine Tablettenbox, in der die Medikamente für die gesamte Woche vorsortiert sind, für morgens, mittags und abends. Gerhart G., ihr Lebensgefährte, hat ihr gegenüber Platz genommen.

Irma war Architektin, in den 1970er Jahren hat sie unter anderem das Münchner Olympiadorf mitentworfen. Ein Beruf, der sie erfüllte. Sie reist viel, entdeckt mit ihrem Mann Burma, Indonesien und Singapur, ist nach der Scheidung mit ihrem Architektenclub unterwegs. Als eine von damals nur wenigen Frauen im Motorsport nimmt sie an Bergrennen teil, fährt mal einen NSU TT mit aufgebohrtem Motor, mal einen Porsche Carrera – und landet regelmäßig auf dem Treppchen. Das Leben ist gut zu ihr.

Am Münchner Ostbahnhof, es ist das Jahr 2006, lernt Irma ihren jetzigen Partner kennen. Wie er zum Hilton-Hotel komme?, fragt er sie damals. Ein Tag später das erste Kaffeetrinken – »und dann: klebengeblieben«. Beide strahlen. Gerhart ist acht Jahre älter als sie, damals Personaler einer Aluminiumfirma, ein Geschäftsmann kurz vor dem Ruhestand. Wie sie reist er gerne. Wie sie hat er ein Herz für schnelle Autos, er läuft Triathlon und fährt Rad. In acht verschiedenen Bundesländern hat er gelebt, eine Zeitlang auch in Bremen-Stuhr. Es dauert nicht lange, bis

die beiden ein Paar werden. Ihren Alltag verbringen sie seitdem abwechselnd in ihrer Stadtwohnung im Münchner Stadtteil Haidhausen und seiner Landwohnung am Tegernsee.

Doch im September 2007 kriegt das Leben von Irma und Gerhart einen Knacks. Morgens um 5 Uhr wacht Irma auf und weiß: Sie kann nicht mehr sprechen. Genau erklären kann sie es heute nicht mehr. Sie wusste es einfach. Auch ihre rechte Hand und das rechte Bein kann sie nicht richtig bewegen. Dass etwas nicht in Ordnung ist, merkt auch Gerhart. Spätestens, als Irma ihren Mund öffnet und sie stumm bleibt. Die Sanitäter sind innerhalb weniger Minuten da. Sie wird sofort ins Krankenhaus eingewiesen. Die Diagnose: Schlaganfall. Drei Tage lang ist Irma sprachlos. Die Logopädin vor Ort bittet sie, ihr nachzusprechen: Montag, Dienstag, Mittwoch. Unmöglich. Irma kann noch nicht einmal Ja oder Nein sagen. Auch schlucken kann sie nicht alleine, Speichel rinnt ihr aus dem Mund und sie merkt es noch nicht einmal. Am dritten Tag sagt ein Arzt damals: »Wenn Sie morgen nicht die ersten Anzeichen zum eigenständigen Schlucken machen, legen wir Ihnen eine Magensonde«. Irma sagt heute: »Dann sitzt man da und überlegt, will man das wirklich?« Ohne Sprache, das hätte sie vielleicht noch ausgehalten. Aber ihr restliches Leben an einem Schlauch hängen? Das will sie nicht.

In diesem Moment wird das Nachdenken über den eigenen Tod, seinen Zeitpunkt und die Art und Weise, wie er kommen soll, zum ersten Mal konkret. Eine Patientenverfügung hat Irma schon seit den 1970er Jahren. Den handgeschriebenen und mit dem Kopierer verkleinerten Text trägt sie auf einem winzigen Zettel immer in ihrem Portemonnaie bei sich. Eine Freundin, die damals die Diagnose Lungenkarzinom bekommen hatte, ermutigte sie dazu. Jahrzehnte später wird ein Hirntumor bei Irma festgestellt, zum Glück ist er gutartig. Dann der Schlaganfall, die Sprach- und Hilflosigkeit. >>>



›Ich kann das erst entscheiden, wenn es soweit ist – vielleicht feiere ich ja auch eine große Party.‹

gemacht. Noch einmal das Bergpanorama genießen. Den Sonnenuntergang über Bern. Ein Frühstück mit Eiern und Speck. Ein Abschied in Etappen. Irmas Freundin starb schmerzfrei unter der Aufsicht einer Ärztin des Sterbevereins Exit International an einer tödlichen Dosis Betäubungsmittel. So, wie sie es sich gewünscht hatte. ›Und eine Woche später kam sie als Asche zurück in ihre Heimat‹, sagt Irma mit einem warmen Lächeln.

Für Irma ist der Weg ein anderer. Ein paar Tage nach der Einlieferung ins Krankenhaus macht sie die ersten Fortschritte. Sie kann wieder schlucken, essen, trinken. In der anschließenden dreiwöchigen Reha lernt sie mühsam zu laufen, zu greifen, zu lesen. Auch ihre Sprache findet sie wieder. Gerhart bringt ihr verloren gegangene Buchstaben und

Worte bei. Für den Sprachrhythmus marschiert Irma beim Formulieren der Sätze auf der Stelle. ›Besonders schwierig war das Wort Luxus‹, sagt sie. ›Und bei der Rechtschreibung half und hilft auch heute noch Tante Google‹. Nur das Fremdsprachen-Akzent-Syndrom ist geblieben, eine seltene und wenig erforschte Sprachstörung, die sie heute für ihr Gegenüber so klingen lässt wie eine Französin, Dänin oder eben Schweizerin.

Für den Februar 2008, nur fünf Monate nach ihrem Schlaganfall, hatten Irma und Gerhart einen schon lange zuvor geschmiedeten Plan: eine Reise um die Welt, drei Monate lang, mehr als ein Dutzend Ziele – Indien, Myanmar, Thailand, Australien, Neuseeland, Cook Island, Hawaii, USA, Mexiko, Honduras, Belize, El Salvador, Kanada. Ob das in ihrem Zustand eine gute Idee sei, ob sie schon fit dafür sei, ob sie einen weiteren Schlaganfall fürchten müsse, fragt Irma ihre Neurologin. Die sagt: ›Sterben kön-

nen Sie überall.‹ Also machen sich Irma und Gerhart auf den Weg. ›Meinen Übersetzer habe ich mit ihm ja immer dabei‹, sagt Irma. Das Englischsprechen fällt ihr seit ihrem Schlaganfall schwer, aus dem Französischen sind ihr nur drei Worte geblieben: Célibataire, Junggeselle. L'église, die Kirche. Und enfants, Kinder. ›Super, damit kommt man gut zurecht in der Welt‹, sagt Irma, sie nimmt es mit dem ihr eigenen Humor.

Doch was passiert, wenn sie erneut einen Schlaganfall erleiden würde? Wenn er dann nicht mehr so glimpflich ausgehen würde? Hätte sie die Kraft, noch einmal bei Null anzufangen?

Heute, sagt Irma, gäbe es ja auch die Möglichkeit, in Deutschland begleitete Sterbehilfe in Anspruch zu nehmen. Schließlich ist vor knapp zwei Jahren das Gesetz, das bis dahin die geschäftsmäßige Sterbehilfe unter Strafe gestellt hatte, vom Bundesverfassungsgericht gekippt worden. Allerdings gibt es bisher nur wenige Ärztinnen und Ärzte, die einen assistierten Suizid durchführen.

Wie sie dann sterben will? Zu Hause oder in einem Hotelzimmer. Alleine, ohne ihre Liebsten, ohne Gerhart. Still soll es sein. Vielleicht, sagt Irma, ändern sich ihre Vorstellungen vom Sterben aber auch noch einmal. ›Ich kann das erst entscheiden, wenn es soweit ist – vielleicht feiere ich ja auch eine große Party‹, sagt sie. Hauptsache: selbstbestimmt.

Mit ihrem Partner hat Irma einen Experten in dem Thema an ihrer Seite. Seit 35 Jahren ist Gerhart Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS), engagiert sich dort auch ehrenamtlich. Auch, weil er seinen eigenen Vater an Magenkrebs ›elendig krepieren‹ sah. Er berate nicht, betont er, sondern Sorge für eine interessenslose Aufklärung: Besucht Schwerkranken zu Hause, klärt sie über die Möglichkeiten einer Patientenverfügung auf und darüber, wie selbstbestimmtes Sterben aussehen kann. Bevor das Sterbehilfeverbot für nichtig erklärt wurde, hätten ihn immer wieder Menschen kontaktiert und ihn gefragt, wie sie sich umbringen könnten. Reichen 30 Schmerztabletten? Überlebe ich einen Sprung aus

dem achten Stock? Wo muss ich mit der Pistole hinzielen?

Über das Sterben sprechen Irma und Gerhart fast so, als würden sie von ihrem letzten Sommerurlaub berichten. Es gehört zu ihrem Leben, zu ihrer Beziehung, zur Vergangenheit und Zukunft dazu. ›Man muss das, was einen getroffen hat, akzeptieren. Aber es gibt eine Schwelle, bei der man sagt: nicht noch etwas. Irgendwann ist Schluss‹, sagt Irma. In ihrem Fall, wenn sie nicht mehr eigenständig essen, atmen oder vor die Tür gehen könnte.

Heute kann und will sie über den genauen Ablauf ihres selbstbestimmten Todes noch nicht entscheiden. Für den Herbst ist erst einmal eine Reise nach Venedig geplant, zur Architekturbiennale. 🌐

›Man muss das, was einen getroffen hat, akzeptieren. Aber es gibt eine Schwelle, bei der man sagt: nicht noch etwas. Irgendwann ist Schluss.‹



Nora Voit

Spätestens, als ein enger Freund sich mit Mitte Zwanzig das Leben nahm, begann ich mich mit dem Thema Suizid auseinanderzusetzen – und mit dem gesellschaftlichen Tabu, das daran klebt. Der Blickwinkel von Irma P. und Gerhart G. auf einen selbstbestimmten Tod hat meine Perspektive erneut bereichert.



Vom Recht, sterben zu dürfen

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts sorgt seit bald zwei Jahren für Diskussionen. Was bedeutet der begleitete Suizid für die Seelsorge und die Begleitung schwerkranker Patienten in der kirchlichen Praxis? Anmerkungen von Pfarrer Olaf Grobleben.

Was für ein Urteil! Am 26. Februar 2020 entschied der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichtes (BVerfG), dass das in § 217 des Strafgesetzbuchs (StGB) festgelegte Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung gegen das Grundgesetz verstößt und damit nichtig ist. Begründung: Das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasst auch das Recht auf selbstbestimmtes Sterben. Dies schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen und hierbei auf die freiwillige Hilfe Dritter zurückzugreifen. Bei einer künftigen gesetzlichen Regulierung der Suizidhilfe muss laut BVerfG sichergestellt sein, dass dem Recht des Einzelnen, sein Leben selbstbestimmt zu beenden, hinreichend Raum zur Entfaltung und Umsetzung verbleibt.

Das Urteil ist im kirchlichen Raum unterschiedlich kommentiert worden. So stellten Heinrich Bedford-Strohm als Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Kardinal Reinhard Marx als damaliger Vorsitzender der Deutschen – katholischen – Bischofskonferenz in einer Pressemitteilung gemeinsam fest: ›Dieses Urteil stellt einen Einschnitt in unsere auf Bejahung und Förderung des Lebens ausgerichtete Kultur dar. Wir befürchten, dass die Zulassung organisierter Angebote der Selbsttötung alte oder kranke Menschen auf subtile Weise unter Druck setzen kann, von derartigen Angeboten Gebrauch zu machen. Je selbstverständlicher und zugänglicher Optionen der Hilfe zur Selbsttötung nämlich werden, desto größer ist die Gefahr, dass sich Menschen in einer extrem belastenden Lebenssituation

innerlich oder äußerlich unter Druck gesetzt sehen, von einer derartigen Option Gebrauch zu machen und ihrem Leben selbst ein Ende zu bereiten.‹ Beide leitenden Theologen plädieren anschließend eindringlich für einen Ausbau der palliativen Versorgung schwerkranker Patientinnen und Patienten.

Der hannoversche Landesbischof Ralf Meister gelangte im Sommer 2020 hingegen zu einer deutlich anderen Einschätzung: ›Ich glaube, dass das Urteil eine wichtige Klärung ist. Es zeigt, dass die Würde des Menschen auch das Selbstbestimmungsrecht des Menschen beinhaltet.‹ Meister bezeichnete die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes als richtig: ›Als Christ sage ich: Die Gabe Gottes, nämlich mein Leben, hat er in meine Verantwortung gelegt. Diese Verantwortung währt bis zum letzten Atemzug. Und da ich an das ewige Leben glaube, habe ich auch die Rechtfertigung, den Zeitpunkt und die Art und Weise, wie ich sterbe, mitzugestalten.‹

Zusammengefasst bedeutet dies: Die katholische Kirche lehnt nicht nur den assistierten Suizid ab, sondern begreift Suizide per se als gegen das Tötungsverbot gerichtete Handlungen. 2008 hat auch die EKD eine Orientierungshilfe zum Problem der ärztlichen Beihilfe zum Suizid unter dem Titel *Wenn Menschen sterben wollen* veröffentlicht.

Auch wenn die EKD, etwa im Unterschied zur katholischen Kirche, natürlich kein kirchliches Lehramt kennt, kann diese Orientierungshilfe als ausformulierter und relativ breiter Konsens verstanden werden. Die EKD kritisiert die Suizidhilfe, verurteilt sie aber im Blick auf gegebenenfalls entstehende individuelle Gewissenskonflikte nicht. Sie spricht sich jedoch klar gegen eine institutionalisierte oder geschäftsmäßige Suizidhilfe aus, wie sie etwa Sterbehilfevereine, in Deutschland z.B. SterbehilfeDeutschland e.V., anbieten.

Befeuert wurde die Debatte durch einen Artikel, der am 11. Januar 2021 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschien. Der Vorsitzenden der EKD-Kammer für öffentliche Verantwortung, der theologische Ethiker Prof. Dr. Reiner Anselm, die praktische Theologin Prof. Dr. Isolde Karle und Pfr. Ulrich Lilie, der Präsident des Diakonischen Werks der EKD hatten ihn verfasst. Landesbischof Ralf Meister, das EKD-Ratsmitglied Prof. Dr. Jacob Jousen sowie der Palliativmediziner Prof. Dr. Friedemann Nauck haben den Artikel mitgezeichnet. In diesem Artikel, so die überwiegende Lesart, sprechen sich die Autoren dafür aus, Suizidhilfe in kirchlichen Einrichtungen nicht nur zuzulassen, sondern nach intensiver Beratung und Begleitung auch anzubieten. Eine Lesart, die als konträr zur Position der EKD empfunden wurde.

Kirche und Diakonie müssen angesichts der Rechtslage eine Position entwickeln

Man kann es drehen und wenden wie man will, aber das Urteil des BVerfG lässt keinen Spielraum offen: Auch Kirche und Diakonie müssen sich damit auseinandersetzen, dass Menschen, die in ihren Einrichtungen leben, Suizidhilfe in Anspruch nehmen wollen. Und Seelsorgende wie Pfarrpersonal, die Menschen ja nicht nur in kirchlich-diakonisch getragenen, sondern beispielsweise auch in kommunalen Krankenhäusern und Altenheimen begleiten, müssen ebenfalls eine Position zu dieser Thematik entwickeln.

Könnte man denn den Artikel nicht auch als Plädoyer dafür lesen, dass Kirche und Diakonie den assistierten Suizid nur nach einem intensiven Beratungsprozess und bei bestehender seelsorgerlicher Begleitung anbieten oder zumindest zulassen sollten? Andererseits gibt es, so stellt es das BVerfG ausdrücklich fest, keinen rechtlichen Anspruch auf assistierten Suizid. Das ist eine Frage, die natürlich auch im Blick auf die Träger von Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen usw. gelöst werden muss.

Angesichts der Rechtslage können sich Kirche und Diakonie also nicht mehr wegducken. Welche Positionen sind überhaupt im Blick auf den assistierten Suizid in der evangelischen Kirche denkbar?

Zunächst einmal ist darauf zu verweisen, dass das BVerfG in seinem Urteil vom 26. Februar 2020 einen individuellen Anspruch auf Sterbehilfe bzw. Suizidassistenz verneint hat. Damit stünde es etwa der Diakonie frei, in ihren Einrichtungen Suizidhilfe nicht zu gestatten. Weiter könnte die Diakonie Suizidhilfe durch Dritte zulassen, aber dafür differenzierte Bedingungen etwa im Blick auf die Notwendigkeit seelsorgerlicher Begleitung vorgeben. Assistierter Suizid wäre dann nur als ultima ratio denkbar und möglich. Und schließlich könnte die Diakonie selbst in ihren Einrichtungen – und warum dann nicht auch in anderen, nicht-kirchlichen Häusern? – qualifizierte Angebote zur Suizidhilfe bereithalten. Es liegt auf der Hand: Damit würden Kirche und Diakonie die eingangs kurz skizzierte Konsensposition verlassen.

Und doch sind Einzelfallsituationen vorstellbar, in denen sich durch ein seelsorgerliches, medizinisches und psychologisches Vertrauensverhältnis gerade in kirchlich-diakonisch getragenen Einrichtungen ein Raum eröffnen kann und sollte, durch den ein assistierter Suizid zwar nicht gerechtfertigt, aber in dem er doch denkbar – und, sagen wir es deutlich, damit auch durchführbar (!) – ist. Ein Raum, in dem deutlich wird, dass Seelsorge immer auch Leib-Sorge ist, und zwar in doppelter Hinsicht. Ein Raum also nicht als geschäftsmäßiges Angebot, jedoch als praktische Einsicht, dass menschliches Leben in seiner Autonomie im Letzten zwar begrenzt ist, aber prinzipiell unverfügbar bleibt.



Olaf Grobleben

ist Pfarrer und Beauftragter für Ethik und Weltanschauungsfragen in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg.

Eine katastrophale Entscheidung

Dass die Sterbehilfe legalisiert wurde, findet Pfarrer Thomas Feld, theologischer Vorstand der Diakonie im Oldenburger Land, fatal. Er engagiert sich für das Leben und fordert deshalb eine bessere palliative Versorgung.

Nun ist es Gesetz. Wer auch immer sich – unabhängig von konkreten Leidenssituationen – dabei helfen lassen will, sich das Leben zu nehmen, hat dazu jede Möglichkeit. Für mich ist das eine Katastrophe! 17 Jahre war ich Seelsorger in der Psychiatrie – 17 Jahre habe ich suizidale Menschen begleitet und bin dafür eingetreten, dass das Leben die bessere Alternative ist. Zwölf Jahre bin ich Vorstand im Diakonischen Werk – zwölf Jahre habe ich dafür gearbeitet, dass für am Leben verzagende Menschen die Welt ein lebenswerter Ort wird und bleibt. Und nun soll das Wirken der Sterbehilfe-Vereine eine legale Tätigkeit werden. Wie soll das aussehen, ganz konkret? Sollen nun Männer und Frauen vom Verein Humanitas oder Dignitas oder wie auch immer in dunkler Kleidung in unsere Pflegeheime kommen, und wenn sie gehen, lebt ein Mensch weniger? Was bedeutet das für die Frau, den Mann aus dem Nachbarzimmer? Für die Mitarbeitenden? Für die christliche Predigt? Für die Kultur unserer Einrichtungen?

Ich finde den Begriff Selbstbestimmung, wie er dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zugrunde liegt, zu eng, zu schmal, zu kurz. Einer Ethik der Selbstbestimmung muss eine Ethik der Sorge, der Achtsamkeit und der gegenseitigen Verantwortung zur Seite treten, damit auch Menschen in verzweifelten Lagen nicht alleine sind. Wir brauchen Aufklärung über das Sterben und den Tod, eine bessere palliative Versorgung, mehr Personal in unseren Pflegeheimen, mehr gegenseitige Verantwortung und weniger Einsamkeit. Ich bin sicher, dass dann weniger Menschen für sich den verzweifelten Weg des Suizids gehen werden. Und ja, natürlich, wenn jemand diesen Weg gehen will, auch mit fremder Hilfe, werden wir ihn nicht allein lassen. Doch wie, das werden wir erst wissen, wenn der Gesetzgeber den Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts einen rechtlichen Rahmen gegeben haben wird. Und entscheiden werden wir im engen Austausch mit den Mitarbeitenden, die diese Wege letztlich begleiten müssen.



Selbstmord als ernstes philosophisches Problem

Die freie Entscheidung ist zu respektieren – vorausgesetzt, sie wurde wirklich aus Freiheit und nicht aus existenzieller Not getroffen, sagt die Philosophin Esther Helena Grass. Dann sollte der Mensch das Recht haben zu sterben. In Würde. Aus Respekt und Nächstenliebe.

Die Frage, ob die Begleitung einer Selbsttötung rechtens und moralisch gut ist, beschäftigt die Philosophie seit der Antike. Prominent thematisiert wurde sie erneut in der französischen Existenzphilosophie von Jean-Paul Sartre im Kontext seiner radikalen Verantwortungsethik. Auch Albert Camus lässt seinen philosophischen Essay *Der Mythos des Sisyphos* mit den Worten begin-

nen: ›Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord.‹ Schließlich geht es um nichts weniger als die grundlegende Frage: Ist es legitim, sein Leben aus eigener, freier Entscheidung heraus zu beenden? Damit stoßen wir auf das noch grundlegendere Problem des freien Willens: Sind wir wirklich in unseren Entscheidungen und Handlungen frei, oder werden sie durch externe Faktoren bestimmt? Bis heute konnte das Problem des freien Willens



– allen Spitzfindigkeiten und gedanklicher Akrobatik zum Trotz – nicht zufriedenstellend beantwortet werden.

Ich möchte an dieser Stelle mit Immanuel Kant argumentieren: Wir alle sind Bürgerinnen und Bürger zweier Welten – der der Notwendigkeit und der der Freiheit. Damit sind wir den Kausalitäten der Natur unterworfen – und zugleich zur Freiheit fähig, sofern wir von unserer Vernunft Gebrauch machen und Urteile anhand von Gründen fällen.

Nehmen wir an, dass vernünftige Selbstbestimmung möglich ist und ein Mensch sich für die Beendigung seines Lebens entscheidet. Hätten wir dann als Gesellschaft nicht die moralische Verpflichtung, diesem existenziellen Akt beizuwohnen und den Menschen in seinen letzten Momenten nicht alleine zu lassen? Müsste es dann nicht auch bei uns Institutionen geben, wie etwa in der Schweiz oder den Niederlanden, die eine Selbsttötung in Würde und Gemeinschaft ermöglichen? Oder ist es vermessen

zu behaupten, dass tatsächlich der freie Wille eines Menschen ursächlich für die Entscheidung sei, das eigene Leben zu beenden? Findet die Entscheidung gegen das eigene Leben nicht vielmehr unter Bedingungen der Einsamkeit, des unsäglichen Leidens und der Verzweiflung statt, sodass sie als Ausflucht verstanden werden muss, die nur entfernt an eine freie Entscheidung erinnert? Wäre es dann nicht Aufgabe der Gesellschaft, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, die Ursachen des Leidens – sei es Einsamkeit, Krankheit, Schmerzen oder der Verlust eines geliebten Menschen – nach Möglichkeit zu beheben und das Leben wieder lebenswert zu gestalten?

Ich denke, dass beide Perspektiven berechtigt sind. Handelt es sich um eine freie Entscheidung, kann die begleitete Sterbehilfe ein Akt des Respekts und der Nächstenliebe sein. Wurde unter Zwang, aus Not oder Perspektivlosigkeit heraus entschieden, obliegt uns als Gesellschaft die Aufgabe, Bedingungen zu schaffen, unter denen das Leben wieder bejaht werden kann.

Lebe dein Leben – und den Tod

Stören Sterbende in unserer Gesellschaft? Fast scheint es so, beobachtet Renate Lohmann, Leiterin der Stiftung Hospizdienst Oldenburg. Dabei kann ein Leben auch innerhalb einer Gemeinschaft zu Ende gehen.

Es gibt viele Möglichkeiten, die letzte Lebenszeit zu gestalten: Es lässt sich über sie bestimmen und sie intensiv erleben, man kann sich in sie hineinfallen lassen und von ihr getragen werden, man kann an ihr wachsen und darin Sinn erfahren. Und selbst der eigene Abschied kann gestaltet werden. Der assistierte Suizid kann ein Weg sein, wenn das Leben ausgelebt zu sein scheint.

Sollte sich diese Form des Sterbens etablieren, bliebe dies nicht ohne Auswirkungen auf die Gesellschaft. Als Gründe für einen assistierten Suizid werden immer wieder genannt: die Sorge, anderen zur Last zu fallen, nicht autonom entscheiden zu können oder Schmerzen ertragen zu müssen – und beinahe scheint es so, als ob auf diese Weise ein sozialverträgliches Ableben möglich wäre, eventuell sogar als Erwartung empfunden werden kann. Der zunehmende Leistungsdruck und Selbstoptimierungswahn

tragen dazu bei, dass das eigene Sterben wie auch das der anderen als ein zu vermeidendes Ereignis wahrgenommen und entsprechend dargestellt wird. Dann bleibt in letzter Konsequenz fast nur noch der assistierte Suizid.

Dabei wird zu selten bedacht, dass es ein Mensch ist, der diese Assistenz zum Tod leisten soll und muss – und der anschließend weiterleben soll und muss.

Was eine Alternative wäre? Sich selbst als ein Mitglied der Gemeinschaft, der Familie, der Wahlverwandtschaft und der Freundschaft zu erleben, die gemeinsam diesen Lebensbereich ausfüllt und gestärkt daraus hervorgehen kann.

Und um mit Udo Lindenberg zu sprechen: ›Nimm dir dein Leben!‹



Vom Sich-Suchen und Sich-Finden

SUSANNE WÖHLER 55 JAHRE

Pastorin in Wardenburg und Visionssuchenleiterin

›**V**ision – das Wort stammt vom lateinischen *videre* ab und bedeutet *sehen, erkennen*. Und genau darum geht es bei der Visionssuche: Erkennen, was die eigenen ungeklärten Lebensfragen sind, was der Sinn des Daseins ist. Die Themen sind so unterschiedlich wie die Menschen, die sich auf die Suche machen. Es kann um Krankheit gehen, um problematische Beziehungen, um Tod oder Trennung, um Heilung von Verletzungen oder berufliche Neuorientierung. Was dabei hilft, ist ein Ritual: Vier Tage allein in der Natur, fastend, nur mit einigen Kanistern Trinkwasser, einem Schlafsack, einer Isomatte und einer Plane als

Zelt. Ohne Kommunikation mit anderen. So vollkommen auf sich selbst zurückgeworfen, beschäftigt man sich mit seinen schmerzhaften Erfahrungen und erbittet Antworten, Klarheit, eine Vision eben.

Ich selbst habe nach einer Fehlgeburt voll tiefer Trauer eine solche Medizinwanderung unternommen. Damals schrieb ich im Rahmen eines selbst entwickelten Rituals meine Verzweiflung in den Schnee. Er schmolz danach – und ich merkte, dass damit auch der Schmerz verschwand und Heilung möglich wurde.

Die heutige Form der Visionssuche geht zurück auf eine Tradition der indigenen Bevölkerung in den Prärien Nordamerikas. Ihre Tradition der Selbstsuche in der Natur hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Doch auch in der Bibel finden sich an vielen Stellen Transformationserfahrungen in der Wildnis: Abrahams Verheißung unter dem Sternenhimmel beispielsweise, Elia in der Wüste, Jakobs Kampf am Jabbok oder Jesus' Versuchungsgeschichte. Die heilende Kraft der Natur wird auch in kirchlichen Traditionen geschätzt, etwa beim Pilgern oder im Heilwissen der Hildegard von Bingen.

Draußen in der Natur zu sein, gibt mir ein Gefühl von Freiheit und Beheimatet-Sein. Schon als Kind habe ich mich unter Tieren und Pflanzen sehr aufgehoben gefühlt. Ein perfekter Tag ist für mich, wenn ich die Kraft der Verbundenheit mit allen Lebewesen und mit Gott spüre. Diese tiefe Erfahrung wollte ich auch anderen ermöglichen.

Deshalb habe ich eine Ausbildung zur Visionssuchenleiterin gemacht. In dieser Funktion begleite ich das Ritual, das insgesamt zehn Tage dauert: Vier Tage bereiten wir uns in der Gruppe gemeinsam vor, anschließend verbringt jede Person vier Tage allein in der Natur und an den letzten beiden Tagen wird das Erlebte in der Gruppe aufgearbeitet.

Visionssuche ist eine Reise, die einen innerlich wandelt und verändert in den Alltag entlässt. <

AUFGESCHRIEBEN VON LAELIA KADERAS

Mehr zum Thema unter: www.visionssuche.net

›*Draußen in der Natur zu sein, gibt mir ein Gefühl von Freiheit und Beheimatet-Sein.*<



›*Im Seamensclub sind wir so etwas wie Kneipenwirte: Die können gut zuhören, aber sie lassen die Gäste auch in Ruhe, wenn denen nicht der Sinn nach Reden steht.*<

Alltag an Bord wieder aufladen können. Meist bin ich ein- bis zweimal pro Woche im Einsatz; die Schicht dauert in der Regel von 17 bis 22 Uhr. Wir Ehrenamtlichen und die Hauptamtlichen sind ein richtig gutes Team und haben auch viel Spaß miteinander.

Im Seamensclub sind wir so etwas wie Kneipenwirte: Die können gut zuhören, aber sie lassen die Gäste auch in Ruhe, wenn denen nicht der Sinn nach Reden steht. Bei uns ist das genauso. Denn die Bedürfnisse der Seeleute sind ganz individuell. Und natürlich gibt es auch Unterschiede, was Mentalität und Kultur betrifft. Manchmal besteht auch der Wunsch nach gemeinsamen Gebeten. Dabei ist es von Vorteil, dass in Brake die Diakonie und die katholische Seemannsmission Stella Maris Hand in Hand arbeiten.

Für das, was ich tue, ist viel Fingerspitzengefühl nötig. Nur so kann ich herausfinden, was die Gäste wirklich möchten und was ihnen guttut. Manchmal genügt es, ihre Telefonkarten aufzuladen, damit sie endlich wieder mit ihren Verwandten telefonieren können, oder ihnen Souvenirs und Schokolade zu verkaufen. Manchmal wollen sie in netter Runde Billard spielen und ein paar Bierchen trinken. Manchmal möchten sie ihr Herz ausschütten, weil sie zum Beispiel Heimweh haben oder unter der Trennung von ihren Familien leiden.

Ich bin Psychologe und habe bis zur Rente unter anderem 35 Jahre in der Großindustrie gearbeitet. Mir ist nichts Menschliches fremd. Vor allem aber: Ich mag Menschen sehr; das ist die Basis meiner Tätigkeit.

In meiner Zeit bei der Seemannsmission sind mir bereits einige Schicksale begegnet, die mich sehr berührt haben. Und ich habe zahlreiche spannende Geschichten gehört. Vielleicht werde ich darüber auch mal ein Buch schreiben. <

AUFGESCHRIEBEN VON THOMAS KLAUS

Der Menschen-Kenner

THOMAS BUBECK 76 JAHRE

kümmert sich in Brake um Seeleute aus der ganzen Welt

›**A**ls meine Frau und ich überlegten, wo wir im Alter am liebsten leben würden, war schnell klar: in der Wesermarsch. Vor allem wegen der Nähe zum Wasser und weil es in diesem Landstrich ruhiger und beschaulicher zugeht als in unserer alten Heimat, dem Rheinland. Blieb die Frage, für was ich mich in meiner neuen Heimat ehrenamtlich engagieren könnte. Aber auch da war die Antwort rasch gefunden: Der Seamensclub der Deutschen Seemannsmission in Brake sollte es sein. Jeden Tag Leute aus aller Welt kennenlernen – das fand ich besonders reizvoll.

Seit Ende 2018 bin ich dort einer der Freiwilligen. Wir sorgen dafür, dass die Seeleute bei uns eine gute Zeit haben und ihre inneren Batterien für den anstrengenden

›Wildflecken – das muss man einfach erleben‹

JAMIE FRIEDRICHS 19 JAHRE / JANTJE REDETZKI 19 JAHRE
sind Freundinnen und Teamerinnen in Wilhelmshaven

Mit Heimweh hatte Jantje Redetzki gerechnet. Sie hatte sogar ein bisschen Angst davor, als sie zum ersten Mal ins Wildflecken-Camp fuhr. Neun Jahre alt war sie damals und noch nie längere Zeit von zu Hause fort gewesen. Nun sollten es gleich zehn Tage sein – und auch noch richtig weit weg. Denn zwischen ihrem Heimatort Wilhelmshaven und Wildflecken in der Rhön, wo das Kindercamp als gemeinsames Angebot des CVJM und der Heppenser Kirchengemeinde stattfinden sollte, liegen immerhin gut 500 Kilometer. Heimweh war Jantjes schwacher Punkt, dafür reichte oft schon ein kurzer Ausflug. Doch diesmal kam alles ganz anders. ›Für so etwas hatte ich gar keine Zeit. Alles war so aufregend, so spannend, die vielen Aktionen, die ganzen Leute und die Atmosphäre, einfach ...‹ Die heute

Die Teamerinnen Jamie Friedrichs (links) und Jantje Redetzki waren vor zehn Jahren schon als Teilnehmerinnen im Kindercamp dabei – und danach jedes Jahr wieder mit dabei.

19-Jährige breitet ihre Arme aus, als wolle sie mit den Händen den passenden Ausdruck heranziehen, probiert mehrere Formulierungen. Aber das Satzende bleibt offen, nichts will richtig passen.

›Wildflecken, das ist unbeschreiblich, das muss man einfach erleben‹, sagt sie begeistert. Die Camps für unterschiedliche Altersstufen sind in Wilhelmshaven seit Jahrzehnten legendär, selbst viele ältere Erwachsene schwärmen noch von der Zeit, als sie selbst mitfuhren. Und Jantje Redetzki hat das erste Camp so begeistert, dass sie seitdem immer wieder dabei ist. Zehn Jahre lang. Immer gemeinsam mit Jamie Friedrichs, denn diese Freundin war es, die den Ausschlag gab für die erste Tour.

Die beiden gleichaltrigen Mädchen hatten sich in einem Tanzstudio beim Steptanz kennengelernt und schnell angefreundet. Es war dann Jamies Mutter, die den gemeinsamen Aufenthalt in Wildflecken ins Spiel brachte. Jamie war bereits ein Jahr zuvor dort gewesen und wollte unbedingt wieder hin. Dem Kindercamp folgte das Konfi-Camp und im Anschluss kam das JiC (Jugendliche im Camp). ›Das wird sehr gut organisiert. Nach der Konfirmation kann man im JiC unter Anleitung erste Erfahrungen bei der Betreuung von Kindern

›Ich bin selbstständiger geworden und offener anderen Menschen und Ideen gegenüber.‹ JAMIE



›Wildflecken ist wie eine andere Welt – und es werden ganz andere Dinge wichtig als im normalen Alltag.‹ JANTJE



machen – als Co-Teamer sozusagen. Es ist eigentlich eine Schulung, um selbst Teamerin zu werden‹, erklärt Jamie und berichtet lebhaft von Mitarbeiterunden, Begleitung bei Nachtaktionen und Ausarbeiten von kreativen Angeboten.

In Wildflecken lebt man in einfachen Blockhütten, in jeder Hütte wird eine Gemeinschaft gebildet, der ein oder zwei Teamerinnen oder Teamer zugeteilt sind. Damit verbunden ist mächtig viel Vorbereitung, bereits im Frühling, meist im März oder April, finden die ersten Treffen statt. Sieben oder acht Treffen gibt es für die gesamte Runde mit mindestens 30 Teamerinnen und Teamern, weitere Vorbereitungen laufen in kleineren Arbeitskreisen, die sich schon im Vorfeld thematisch ausrichten. ›Beim Theater sind wir immer dabei‹, erzählt Jamie. Geprobt und aufgeführt wird eine kleine Serie, die wichtige Lebensfragen anreißt. ›Aber es geht dabei immer lustig zu, moralische Zeigefinger gibt es nie. Und manchmal werden die Figuren so überzeichnet, dass es schon Satire ist. Dann macht das doppelt Spaß‹, sagt die 19-Jährige.

Was den Unterschied zum Ehrenamt als Teamerin in anderen Gruppen der Gemeinde ausmacht? ›Es klingt ziemlich pathetisch, aber Wildflecken ist wie eine andere Welt – man taucht ein und es werden ganz andere Dinge wichtig als im normalen Alltag. Es ist egal, wie du aussiehst, was du trägst, was du gut kannst und was nicht, Materielles spielt keine Rolle,

jeder wird angenommen und erlebt dort eine ganz wunderbare Gemeinschaft‹, sagt Jantje. Jamie ist überzeugt, dass Wildflecken und ihr Engagement als Teamerin maßgeblich zu ihrer Entwicklung beigetragen hat. ›Ich bin selbstständiger geworden, traue mir mehr zu, bin selbstbewusster geworden und ich habe Toleranz gelernt, bin einfach offener anderen Menschen und Ideen gegenüber.‹

Ob die beiden jungen Frauen, die sich selbst als beste Freundinnen bezeichnen, im kommenden Jahr auch wieder dabei sein werden? Das ist zum ersten Mal völlig offen. Denn beide haben ihr Abitur in der Tasche und sind noch in der Findungsphase. Jantje Redetzki ist gerade in einer Grundschule im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes tätig, Jamie Friedrichs arbeitet als Aushilfe bei der Post und will im Frühling ein Studium beginnen – entweder im Bereich Wirtschaft oder Psychologie. Falls es zeitlich passt – ›dann auf jeden Fall und immer wieder.‹ Dann, so hoffen sie, wird Wildflecken hoffentlich wieder ›normal‹ stattfinden können, denn unter Corona-Bedingungen waren dieses Jahr nur kleinere Gruppen und kürzere Aufenthalte möglich.

Die Faszination für Wildflecken aber bleibt: Die Zeit dort sei ›einzigartig, voller Abenteuer, emotional‹ so Jantje. Und Jamie? Beschreibt das Camp als ›großen Spaß, unbeschreiblich, Herzensangelegenheit.‹

ANNETTE KELLIN



Ein Schiff von uns, von euch, von allen

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) gehört zu den Mitgründerinnen des Vereins *United4Rescue* – und zeigt damit, dass sie nicht nur predigt, sondern angesichts Tausender ertrinkender Menschen vor Europas Küsten auch handelt.

TEXT ANSGAR GILSTER



SEA-EYE 4

Baujahr **1972** Länge **53 m**
Breite **11,5 m** Leistung **1.857 PS**
Besatzung **26**
1. Rettungseinsatz **Mai 2021**



Alpha Jor Barry,
Geretteter:

›Wenn die ›Alan Kurdi‹ mich nicht gefunden hätte, wäre ich nicht mehr am Leben. Ich weiß, was es bedeutet, auf hoher See in einem kleinen Boot zu treiben. Ich wünsche allen, dass ihm und ihr in so einer Situation Hilfe geleistet wird.‹



Tobias Schlegl
Radio- und Fernsehmoderator, Notfallsanitäter und Seenotretter:

›Solange keine politische Lösung gefunden wurde, müssen die Rettungsschiffe raus und Leben retten. Alles andere verstößt gegen die Menschenrechte.‹



SEA-WATCH 4

Baujahr **1976** Länge **60 m**
Breite **11 m** Leistung **1.264 PS**
Aktionsradius **7.400 km**
1. Rettungseinsatz **August 2020**



In atemberaubendem Tempo wird seit Jahren das Flüchtlingsrecht ausgehöhlt. Tausende Menschen sind im Mittelmeer ertrunken, Flüchtlingsboote befinden sich oft tagelang in Seenot, bevor Hilfe kommt, staatliche Seenotrettungsprogramme wie die EU-Mission ›Sophia‹ sind eingestellt – und immer wieder verstoßen nationale Küstenwachen und europäische Agenturen wie Frontex gegen geltendes Recht: durch unterlassene Hilfeleistung, durch das Zurückdrängen von Schutzsuchenden, durch Kooperation mit der sogenannten ›Libyschen Küstenwache‹ oder indem sie gar – wie in der Ägäis geschehen – Menschen bei Nacht auf dem Wasser aussetzen.

Jüngste Pläne der EU-Kommission setzen auf Zurückweisungen an den Außengrenzen, die Auslagerung der Verantwortung für den

Schutz von Flüchtlingen und auf Abschiebungen. Das Sterben auf dem Mittelmeer wird weitergehen, ebenso wie die Not in den Flüchtlingslagern.

Bereits Anfang 2017 hatte die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) die zivile Seenotrettung mit Förderungen unterstützt und unter anderem den Kauf des ersten Aufklärungsflugzeuges ermöglicht. Beim Dortmunder Kirchentag 2019 mit rund 100.000 Teilnehmenden erhielt das Thema unerwartet große Dynamik, als sich vor Lampedusa die Situation auf der *Sea-Watch 3* zuspitzte, die Zustände an Bord unhaltbar waren.

Bei dieser Veranstaltung sprach eine Seenotretterin die Idee des neuen Schiffes erstmals öffentlich aus: ›Ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und Nächstenliebe. Ein Schiff von

uns, von euch, von allen.‹ Damit war die Idee in der Welt.

Keine drei Monate vergingen vom Beschluss im Rat der EKD bis zum Schiffskauf. Der Verein *United4Rescue* wurde gegründet, um die breite gesellschaftliche Unterstützung für die Seenotrettung sichtbar zu machen. Rund 700 große und kleine Organisationen haben sich innerhalb eines Jahres angeschlossen. Bei ihrer ersten Mission Anfang 2020 rettete die *Sea-Watch 4* genau 354 Menschenleben.

Mittlerweile hat *United4Rescue* bereits das nächste große Vorhaben verwirklicht: den Kauf und Umbau eines neuen Rettungsschiffes für *Sea-Eye*. Es ist das erste Mal, dass eine große Institution wie die evangelische Kirche Haltung nicht nur predigt, sondern öffentlich zeigt – und zugleich viele andere Organisationen mitma-

chen. Ein Schiff zu ›schicken‹ und selbst etwas zu tun, bietet eine Handlungsoption, wächst doch bei vielen das Ohnmachtsgefühl angesichts der unterlassenen Hilfeleistung durch die europäischen Staaten.

Das Schiff kann nicht alle Ertrinkenden retten, nicht eine politische Lösung im Mittelmeer ersetzen – und schon gar nicht die großen dahinterliegenden Fragen von Flucht und Migration beantworten. Doch es ist konkret. Es ist mehr als eine symbolische Aktion, es ist kein Appell oder offener Brief, sondern es rettet tatsächlich Menschenleben.

Nur solidarisch werden wir realistisch in Zukunft sozialpolitische und demografische Herausforderungen bewältigen, die Folgen des Klimawandels abmildern – oder eben das Sterben im Mittelmeer beenden.

Weitere Informationen: www.united4rescue.de

Ansgar Gilster

ist Referent im Referat Migration und Menschenrechte im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland.



Angekommen

Als der Krieg ihre syrische Heimat zerstört hatte, ist Ghaydaa Hassoun mit ihrem Mann und den beiden Kindern geflohen. Sie wagten den gefährlichen Weg mit dem Schlauchboot über das Mittelmeer. In Jever haben sie Frieden, Sicherheit und Arbeit gefunden.

TEXT ANNETTE MUSCHALIK

E

Es ist Nacht und die Ägäis liegt wie ein großes schwarzes Loch vor Ghaydaa Hassoun, ihrem Mann, ihren beiden Kindern. Todesangst mischt sich mit Hoffnung. Nicht mal eine Woche liegt zwischen ihrem Aufbruch in Damaskus und ihrer Ankunft irgendwo an der Küste der Türkei. Es ist der gefährlichste Teil der Reise, und er steht ihnen jetzt unmittelbar bevor. Die Flucht ist die verzweifelte Konsequenz aus drei Jahren Angst inmitten von Tod und Zerstörung.

Sechs Jahre später, Ghaydaa Hassoun ist gerade 41 Jahre alt geworden, sitzt sie im Aufenthaltsraum des Diakonischen Werks Friesland-Wilhelmshaven. Ihre Augen leuchten, wenn sie erzählt, was heute ihr Leben ausmacht: von ihrem Kurs hier für Migrantinnen, von ihrem Mann Basel Mansour, der beim Schlossmuseum Jever zuständig ist für Film, Fotografie und Dokumentation, von ihren Kindern Bayhas und Jawa, heute 15 und 11 Jahre alt, die das örtliche Gymnasium besuchen. Und von dem großen Moment im Januar, als sie mit Übergabe der Einbür-

gerungsurkunden deutsche Staatsbürger wurden. Der Weg aber, der sie nach Jever geführt hat, das ist eine andere, eine schmerzhaft Geschichte.

»Wir haben in Syrien genauso gelebt wie Familien in Deutschland. Ich war Arabischlehrerin, mein Mann Filmemacher und Regisseur und unsere Kinder sind zur Schule gegangen. Wir hatten ein schönes Leben. Und wenn wir im Fernsehen Berichte über Kriege irgendwo auf der Welt gesehen haben, war es für uns unvorstellbar, dass es uns selbst einmal betreffen könnte. Aber 2012 kam der Krieg auch zu uns nach Damaskus. Ein Auto, beladen mit 800 Kilo TNT-Sprengstoff, explodierte drei Meter neben unserem Haus: Es wurde völlig zerstört.

Auch Ghaydaa Hassoun wurde bei dem Anschlag schwer verletzt, noch heute sind die Folgen in ihrem Gesicht sichtbar. Die Spuren aber, die diese Zeit vor allem bei den Kindern hinterlassen hat, sind unsichtbar. Denn im selben Jahr wurde auch ihr Mann entführt. Von wem? Sie

wissen es nicht. Nachdem sie viel Geld für seine Freilassung gezahlt hatten, kam er mit gebrochener Nase und Kiefer zurück. Wochenlang konnte er nicht richtig essen. Und doch konnte sich das Paar erst zweieinhalb Jahre später dazu entscheiden, seine Heimat zu verlassen.

»Irgendwann wurde jeder Weg – zur Schule, zum Einkaufen, egal wohin – zu einer Lotterie: Trifft uns die nächste Bombe? Schon 2013 war uns klar, dass es für uns nur noch zwei Möglichkeiten gibt: auf der Flucht sterben oder nach der Flucht die Chance auf ein besseres Leben bekommen. Von da an haben wir uns sicher 1.000 Mal vorgestellt, wie wir das Mittelmeer überqueren – dass unsere Kinder dabei ertrinken können. Die Angst davor hat mich lange davon abgehalten, den Schritt zu gehen.

Doch in den Sommerferien 2015 besiegte die Hoffnung auf eine Zukunft in Sicherheit die Furcht vor dem Tod auf der Flucht. Bis zum letzten Tag korrigierte Ghaydaa Hassoun Abiturprüfungen, krabbelte bei Bombenangriffen schnell unter den Tisch. Mit einem kleinen Koffer und Tickets für die Überfahrt in die Türkei sind sie gegangen – »in den Urlaub«, wie sie allen erzählten. Einen Plan, wie es danach weitergehen würde, hatten sie nicht.

»Auf der Überfahrt haben wir eine Gruppe kennengelernt, die Kontakt zu Schleppern hatte und bereit war, uns mitzunehmen. In der Türkei hatten wir eine Ferienwohnung genommen. Viermal sollte es losgehen, viermal wurde es wieder abge sagt, weil das Meer zu stürmisch war. Es war furchtbar. Als der Tag kam, sind wir abends um sechs Uhr aufgebrochen. Von da an war es, als wären wir keine Menschen, sondern Tiere, die zur Schlachtbank geführt werden. Immer wieder wurden wir irgendwo allein gelassen, mussten stundenlang warten. Wir hatten kaum Essen und Trinken, es war kalt. Die Gruppe war voller Angst und Aggression.

Dann mussten wir in einen fensterlosen Lieferwagen steigen. Jeder hatte nur Platz für einen Fuß. Nach ungefähr zwei Stunden Fahrt kamen wir an einen Strand. Es war vollkommen dunkel. Ein Mann schrie immer »schnell, schnell« und wir rannten. Meine Tochter war fünf, ich hatte Angst, dass sie zertrampelt wird. Wenn wir uns verstecken mussten, sind die Kinder sofort eingeschlafen. Sie

waren so müde. Dann kamen wir zu einem Schlauchboot, groß genug für vielleicht 20 Leute, aber wir waren 50 – Dicke, Dünne, Babys, Alte. Immer wieder hieß es schnell, schnell und ich dachte, das geht nicht, wir werden untergehen. Den Koffer mussten wir dort lassen. Wir hatten nur noch eine Flasche Wasser, unsere Papiere und die Schwimmwesten, die wir vorher gekauft hatten.

Dann zeigte der Schlepper auf ein winziges Licht am anderen Ufer. »Da müsst ihr hin.« Ein Mann aus der Gruppe startete den Außenbordmotor und wir fuhren los. Manche Wellen waren hoch. Nicht alle hatten Schwimmwesten, die Stimmung war angespannt, aber wir hatten Glück. Nach ungefähr eineinhalb Stunden hatten wir es geschafft.

Der Empfang in Griechenland war freundlich. Mit dem Zug fuhren sie in ein Auffanglager nach Mazedonien, später ging es weiter über Serbien nach Ungarn. Dort ließ sie der Schlepper, der sie über die Grenze nach Österreich bringen sollte, schon bald im Stich. 16 Stunden sind sie durch die Wildnis gelaufen, haben sich an dem orientiert, was Flüchtlinge vor ihnen auf dem Weg gelassen hatten und versucht, Österreich zu erreichen. Am Ende landeten sie mit den Kindern für einen Tag im Gefängnis. Ein Bekannter, der bereits in Deutschland war, besorgte ihnen schließlich eine Adresse in Budapest. Von dort brachte sie ein westeuropäisch aussehendes Paar mit dem Auto über Österreich bis nach Deutschland. »Als wir über die Grenze fuhren, war das wie ein Traum. Wir waren noch nie so froh, die Polizei zu sehen.«

Bei der Erinnerung daran beginnen ihre Augen wieder zu leuchten und Ghaydaa Hassoun kommt ins Schwärmen über ihre neue Heimat. »Wir fühlen uns in Deutschland sicher, die Menschen sind nett und das Bildungssystem ist toll.« Seit ihrer Einbürgerung kann sie auch wieder schlafen, weil sie nicht mehr befürchtet, eines Tages doch wieder zurückzumüssen.

Ein Besuch in Syrien wäre dennoch möglich, denn die syrische Regierung besteht auf einer doppelten Staatsbürgerschaft. In dem Land leben auch noch ihre Mutter, die Eltern ihres Mannes und 13 Geschwister. Eine Reise dorthin ist für Ghaydaa Hassoun trotzdem im Moment undenkbar. »Die Lage ist viel zu unsicher, und ich hätte viel zu viel Angst – Angst, dass die Erinnerungen wiederkommen.«

Ein Auto, beladen mit 800 Kilo TNT-Sprengstoff, explodierte drei Meter neben unserem Haus: Es wurde völlig zerstört.



›Was brauchen Menschen in ihrem Leben, in ihrem Glauben?‹

Anna-Nicole Heinrich und Lisa Wraase sind überzeugt: Kirche sollte viel häufiger Fragen stellen, als Antworten geben. Deshalb diskutieren die Präsides der EKD-Synode und die Jugendsynodale miteinander. Denn die beiden wollen die Zukunft mitgestalten.

MODERATION: **UWE HARING** FOTOS: **JENS SCHULZE**

Die Sitzordnung im EKD-Kirchenamt in Hannover sorgt für Abstand, die Begrüßung für Nähe. ›Wollen wir uns duzen? Ich bin Anna.‹ Seit Mai ist Anna-Nicole Heinrich, 25, Präsides der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Anlass für das Gespräch mit der oldenburgischen Jugendsynodalen Lisa Wraase, 26, ist Jahresthema 2022 der Synode der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, das die Jugendsynodale vorgeschlagen hatte.

Uwe Haring: Lisa, die Synodalen haben auf ihrer Tagung im Juli deine Frage als Jahresthema 2022 gewählt. Sie lautet: *Welche Innovationen, Themen, Räume und grundsätzlichen Veränderungen braucht es, damit die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg ihrem Auftrag, ›für Menschen da zu sein‹, gerecht werden kann? Kann denn gar nichts bleiben?*

LISA WRAASE: Doch. Das Miteinander von Menschen organisieren – das kann Kirche gut. Aber mir geht es ziemlich auf den Keks, dass wir nur über Menschen sprechen, statt mit ihnen. Ich hatte auch das Gefühl, dass viele Themen bei uns in der Synode eingefahren sind. Es dreht sich oft um das Gleiche. Deshalb wollte ich den Fokus relativ groß aufziehen. Wir müssen schauen, was die Leute wirklich interessiert, mit welchen Inhalten kann man sie abholen. Meine Formulierung ist dadurch zugegebenermaßen etwas sperrig geworden.

ANNA-NICOLE HEINRICH: Auf den Punkt gebracht, ist das Jahresthema doch eigentlich die Aufgabe jedes und jeder Synodalen: nämlich nach draußen zu gehen und zu hören, welche Themen anliegen. Schließlich bilden wir das Parlament, das alle vertritt. Also sollten wir uns auch mit Themen befassen, die uns nicht in erster Linie selbst betreffen, aber gerade dran sind.

WRAASE: Ehrlich gesagt will ich auch endlich da raus, ständig Antworten geben zu müssen, ohne zuvor Fragen stellen zu dürfen.

HEINRICH: Ich sehe das ähnlich. Wir sind auch als Kirche viel interessanter, wenn wir Fragen stellen und nicht Antworten geben. Wenn ich überlege, was mich in der Kirche, in der Gemeinschaft, im Glauben abholt, dann ist es nicht die Person, die immer wieder die perfekte Antwort weiß. Sondern eher die, die versucht, gemeinsam mit mir in meinen Fragen nach Antworten zu suchen. Das begeistert mich deutlich mehr.

Im Jahresthema geht es auch explizit um Räume. Kam und kommt Kirche gut klar mit dem Internet als Raum? Gerade während der Pandemie?

WRAASE: Ich glaube, dass Veranstaltungen zu oft Eins-zu-eins ins Netz übertragen wurden.

HEINRICH: Das hat es sicherlich auch gegeben. Wirklich beurteilen können wird man das jedoch vermutlich erst im Rückblick: Was hat gut geklappt? Und wo wurden welche Zielgruppen abgeholt? Von den 27 Gottesdiensten aus 27 Gemeinden, die in meinem Kirchenkreis jeden Sonntag online gestellt wurden, habe ich mir nur sehr wenige angeschaut. Was mich dennoch besonders beeindruckt hat, sind die Pfarrer:innen, die sich super mutig und unverzagt mit ihrem Handy in die Kirche gestellt und gesagt haben: ›Ich wupp' das jetzt, ab morgen machen wir Facebook.‹ Die einfach ausprobiert haben, ob etwas ankommt. Plötzlich gab es sogar Zoom-Run-

den mit ›Fuck-up-Stories‹. In denen haben sich Hauptamtliche fröhlich erzählt, wo sie in irgend-etwas richtig viel Energie gesteckt haben, um am Ende festzustellen: Es hat niemandem gefallen. Und dann haben sie etwas Neues ausprobiert.

Kann die analoge Kirche eigentlich durch die digitale ersetzt werden?

WRAASE: Nein, kann sie nicht, es braucht immer eine Kirche vor Ort. Aber die Frage ist doch auch: Braucht es den Gottesdienst sonntagsmorgens um zehn oder die Abendandacht freitags um acht? Oder eher ein ganz anderes Format? Und wo kann man Glauben noch erfahren? In Gemeinschaft, in der Stille? Was also brauchen Menschen in ihrem Leben, in ihrem Glauben?

Und was ist mit der Sprache, Anna? Du hast in deinem ersten Tagesschau-Interview gefordert: ›Kirche muss eine verständliche Sprache finden.‹

HEINRICH: Wir gehen einfach zu oft davon aus, dass Leute zum Beispiel Bibelstellen kennen. Dazu kommt, dass wir häufig ein Vokabular benutzen, ohne es zu erklären. Es braucht den Mut, zu kommunizieren, was einen wirklich persönlich betrifft. Wo beispielsweise ich, Anna, Gott wirklich begegne. Das ist es, was uns als Christ:innen erst sichtbar macht. Alles andere kann man sich anlesen. Und dafür müssen wir eine andere Sprache finden, vielleicht auch eine manchmal frommere Sprache, eine, die persönlicher und erklärender ist.

Wie wichtig ist neben der Qualität die Quantität? Muss Kirche alle Menschen erreichen?

HEINRICH: Qualität vor Quantität – ganz unbedingt. Bezogen auf die Kirchenmitgliedszahlen werden wir natürlich weniger, was wir auch annehmen müssen. Doch das bedeutet allerdings nicht, dass wir weniger Wirkung entfalten. Wir müssen nur noch kreativer werden und Menschen, die sich gar nicht zugehörig fühlen, ermöglichen, diese Räume auch nur punktuell zu betreten. Sie sollten merken: ›Ich kann mal rein in Kirche, aber ich kann auch wieder raus.‹ Nicht so das Menschenfischer-Ding. So werden wir Kirche mit viel Freude gestalten.

WRAASE: Das würde auch Möglichkeiten bieten, uns anders zu strukturieren. Und kreativer zu werden. Wie befähigen wir Ehrenamtliche? Sorgen wir dafür, dass sie sich ausleben



Anna-Nicole Heinrich

25, stammt aus der Oberpfalz. Sie lebt in Regensburg, wo sie einen Bachelor in Philosophie gemacht hat und nun ein Masterstudium in Digital Humanities sowie Menschenbild und Werte absolviert. Seit 2020 hat sie eine halbe Stelle als Wissenschaftliche Hilfskraft bei der stellvertretenden Frauenbeauftragten. Heinrich ist seit 8. Mai 2021 Präsides der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, sie spielt gern Laser Tag und Playstation.



können? Dass sie ihre Ideen einbringen können? Wenn wir da den Fokus drauflegen, kann das eine große Stärke werden, Menschen zu haben, die sich verständlich ausdrücken können.

HEINRICH: ... sprachfähige Menschen, die mutig sind, etwas auszuprobieren – genau. Dazu braucht es motivierende Ehrenamtliche genauso wie motivierte Hauptamtliche. Ich komme aus der Diaspora: Vier Prozent Evangelische, Kombiklasse Grundschule, über zwei Jahrgangsstufen vier Leute. Aber richtig gute Jugendarbeit vor Ort. Das wurde zu meiner Zeit getragen von einem Hauptamtlichen sowie drei, vier Ehrenamtlichen. Und die sprachen die ganze Dorfjugend an, sogar die Katholischen.

Lisa, frustriert es dich, wenn deine Angebote nicht angenommen werden?

WRAASE: Nein, wenn ich merke, dass es nicht die richtigen waren ...

HEINRICH: Ich find' schon, dass es schmerzt. Oft mach' ich mir die Mühe und gucke, an was es gelegen hat: War es das Tool, der Inhalt, die Person?

Was glaubst du, wie die Evaluierung des oldenburgischen Jahresthemas ausgehen wird? Werdet ihr die Antworten bekommen, welche Innovationen, Themen und Räume nötig sind – und vielleicht sogar noch die Veränderungen dafür auf den Weg bringen?

WRAASE: Ich bin da nicht sehr zuversichtlich. Ich hoffe, dass wir daraus viel mitnehmen können – auch wenn's nur punktuell sein sollte. Ich befürchte, dass die kirchlichen Strukturen sehr festgefahren sind. Dort ein Neudenken zu be-

wirken, ist ein Mammut-Projekt. Das werden wir mit einem einzigen Jahresthema nicht hinkriegen. Aber ich hoffe, dass ich mit meiner Frage einen Anstoß gegeben habe, wie wir uns als Kirche weiterentwickeln können, und wir deshalb darüber nachdenken, was läuft bei uns gut – und was vielleicht noch nicht.

HEINRICH: Ich knüpf' mal an die Überlegungen zum oldenburgischen Jahresthema an. Ihr habt das im Mai beschlossen. Jetzt ist Herbst, bald kommt der Winter und dann ist schon wieder Mai. Wir müssen schneller werden. Wir dürfen uns nicht durch unsere Prozesse lähmen lassen und warten, bis die x-te Projektgruppe eingesetzt ist und der geschäftsführende Referent eine E-Mail und einen Doodle rumgeschickt hat. Wir wissen doch, auf welches Ziel wir hinarbeiten. Lasst uns das effizient und gut gestalten. Das ist der Mut, den viele aus meiner Generation mitbringen – nicht so lange mit Formalien aufhalten, sondern schnell dahin kommen, wo es dann auch wieder Spaß macht, zu gestalten und auszuprobieren.

Und wie zuversichtlich bist du, dass das auch so erreicht wird?

HEINRICH: Mein Blick in die Zukunft ist unverzagt.

Doch du, Lisa, bist eher skeptisch ...

WRAASE: Also – ich wäre gern optimistischer, komme aber aus Diskussionen in der Synode, die sehr schwerfällig waren. In den letzten Jahren ist bei uns in Oldenburg gerade in der Jugendarbeit so viel passiert, doch strukturell wurden ihr so viele Steine in den Weg gelegt, dass ich ein gebranntes Kind bin. Da braucht es noch ein bisschen, bis auch ich wieder unverzagt sein kann. Aber ich werde es versuchen. Schließlich gibt es bei uns so viele Menschen, die ganz, ganz viel Potenzial haben. Da müssen wir nur aufpassen, dass der Mensch, der beim Gemeindefest Kuchen verkauft und sonntags in den Gottesdienst geht, nicht gleich in drei Gremien sitzt und zu viel macht. Wir müssen auf diese Leute aufpassen. ☺

Uwe Haring

Das Gespräch hat mich wirklich beeindruckt. Anna-Nicole Heinrich und Lisa Wraase haben Ideen, machen Angebote, sind positiv ungeduldig. Sie übernehmen Verantwortung, möchten ihre und unsere Kirche gestalten. Nicht zum Selbstzweck, nicht für eine Institution, sondern für uns alle. So geht Zukunft.



Foto: Mohssen Assanmoghadam



Lisa Wraase

26, studiert in Oldenburg Theologie und Pädagogik für den außerschulischen Bereich und arbeitet nebenbei in der Laser Tag Arena Oldenburg. Sie war Vorsitzende der Evangelischen Jugend Oldenburg (ejo) und ist seit 2020 Jugendsynodale; sie schreibt ejo impulse (»kleine Texte für sonntags«) und fotografiert gern.

1 TEIL



Laurentius-Kapelle

SEHEN, SCHWEIGEN, STAUNEN

In Damme im Landkreis Vechta gibt es einen besonderen Ort der Stille – und der liegt direkt an der Großen Straße. Denn dort steht die Laurentiuskapelle.

DAMME ist eine hübsche kleine Stadt mit einer großen katholischen Kirche im Zentrum, genannt *Dammer Dom*. Auf dem Weg dorthin befindet sich direkt neben einem Verkehrskreisel eine evangelische Kapelle. Viele Durchfahrende nehmen sie meist nur kurz aus den Augenwinkeln wahr. Dabei ist die Laurentiuskapelle es wert, dass man anhält. 1905 für 5.000 Reichsmark im neugotischen Stil erbaut, wurde sie wegen der gewachsenen Zahl evangelischer Christinnen und Christen 1960 von der größeren Kirche *Zum guten Hirten* ersetzt. Eine Zeitlang wurde die Kapelle noch als Leichenhalle genutzt, bevor sie in einen längeren Dornröschenschlaf fiel.

Anfang der 1990er Jahre, von Abriss bedroht, setzten sich sieben Frauen aus der Gemeinde für die Renovierung des Gebäudes ein und sammelten jahrelang Spenden. Mit dem Geld wurden Kanzel und Bänke restauriert, die unter fünf

Farbschichten verborgene Malerei rekonstruiert und drei zugemauerte Fenster im Chorraum wieder geöffnet, die anschließend der Neuenkirchener Künstler Ferdinand Starmann gestaltete.

Es ist die zarte Schlichtheit und Schönheit der Laurentiuskapelle, die so berührt. Es gibt nur sechs Bankreihen, keine Orgel und keinen Wasseranschluss. Für Taufen muss die Küsterin deshalb das Wasser selbst mitbringen.

Ich erinnere mich an einen katholischen Dammer, der mit über 80 Jahren die Kapelle durch einen Zufall das erste Mal in seinem Leben betrat. Seine staunenden Augen werde ich nie vergessen.

PASTOR UWE BÖNING



WUSSTEN SIE, DASS ...

... erst 1980, anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens, die Kapelle ihren Namen erhielt? Benannt wurde sie nach dem Märtyrer, der 258 den Kirchenschatz an die Armen und Kranken verteilt hatte.

Fotos: Tobias Frick

Gott begegnen – das geht auch auf Instagram

Pastorin Jennifer Battram-Arenhövel ist überzeugt: Soziale Netzwerke können beides sein – Netzwerke und sozial. Und ein Ort für alle.

In den vergangenen 18 Monaten habe ich so viele neue Leute kennengelernt wie schon lange nicht mehr. Klingt verrückt, oder? Und das in einer Zeit, in der ich eigentlich nur im Homeoffice war und mein einziger Außenkontakt im Wesentlichen aus der maskierten Erzieherin am Kita-Tor bestand.

Tatsächlich hatte ich zu Beginn der Pandemie begonnen, mich intensiver mit Instagram zu beschäftigen, und dabei eine ganz neue Welt entdeckt: mit interessanten Profilen zu Familienleben, Hunderziehung, Kinderbüchern und eben auch zu Kirche und Glauben. Ein Ort im Netz, an dem sich nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrer treffen, sondern auch Menschen, die im Kirchenchor singen, sich in ihrer Gemeinde engagieren oder einfach von ihrem Glauben erzählen – und das viel freier als bei analogen Treffen. Ein Ort, an dem Menschen sich virtuell begegnen, die im kirchlichen Leben nur selten zueinander finden.

Seit vergangenem Frühjahr folge ich einer Gruppe, die sich über Instagram kennengelernt hat. Es sind junge Frauen aus ganz Deutschland, die sich zum Teil noch nie im analogen Leben getroffen haben und zusammen das FAK bilden: das feministische Andachtskollektiv. Seit dem ersten Lockdown bereiten sie Themenwochen, Büchertauschrunden, Diskussionen und eben Andachten vor. FAK ist nur ein Beispiel von vielen, das zeigt, wie soziale Netzwerke unser kirchliches Leben bereichern können. Und oft entsteht daraus etwas Wunderbares: eine Freundschaft, die ihre Spuren auch im Analogen hinterlässt. Während ich diesen Text schreibe, läuft eine Dance-Playlist, zusammengestellt von

einer Franziskanerschwester, die ich auf Instagram entdeckt habe. Hinter mir im Regal steht eine handbemalte Karte, die mir eine Kollegin geschickt hat. Getroffen haben wir uns noch nie. Liest sie aber bei Instagram, dass ich einen schlechten Tag habe, schickt sie mir Grüße und manchmal eben eine Karte.

Diese Pandemie hatte viele negative Auswirkungen auf mein Leben. Aber sie hat mich auch viele Möglichkeiten entdecken lassen. Ich habe inspirierende Frauen kennengelernt, die mir die Augen geöffnet haben über den Feminismus in der Kirche. Ich habe Gespräche verfolgt von queeren Menschen, die beschrieben, was sie sich von ihrer Kirche wünschen, Singles, die sich freuen über einen Raum in der Kirche, der genau ihre Themen beinhaltet, und Menschen, die tagtäglich von Rassismus betroffen sind – übrigens auch in der Kirche. Sie alle konnten von ihren Erfahrungen erzählen und hatten das Gefühl, endlich am richtigen Ort zu sein – klingt nach dem Paradies, oder? Denn dieser geschützte Raum ist auch ein kirchlicher Raum. Ganz real und ganz echt. In ihm sind echte Menschen, echte Gefühle und echte Liebe zu spüren. Und ich bin sicher: In sozialen Netzwerken ist Platz für jede und jeden. Auch für Gott. ☺



www.instagram.com/jennyaufmdeich/

Elf Antworten von



TIMO ROST, SOZIALBERATER BEIM INTEGRATIONSLOTSENTEAM DELMENHORST, 39 JAHRE

☺ **Wann und aus welchem Anlass haben Sie das letzte Mal aus vollem Herzen gelacht?**

Weil in unserem Team immer eine besondere und eine besonders herzliche Atmosphäre herrscht, lachen wir häufig. Das passiert so oft und so viel, dass ich jetzt gar nicht sagen könnte, aus welchem Grund zuletzt.

☺ **Sind Sie gern Kind gewesen?**

Ich bin in einer typisch deutschen, bürgerlichen Familie in Delmenhorst aufgewachsen – mit Haus, Garten, Hund und Katze. Zusammen mit meinen Freunden habe ich viel draußen gespielt. Und Schlagzeug: Mit fünf habe ich meinen ersten Unterricht bekommen. Es war eine wirklich schöne Zeit.

☺ **Welche Ihrer größten Wünsche haben sich bislang erfüllt?**

Dass sich unser Integrationslotsenteam so positiv entwickelt hat – und natürlich der dazu gehörende Verein, das ist wirklich toll. Uns gibt es jetzt seit 14 Jahren. Neun Sprachen werden in unserem Haus gesprochen, von Persisch bis Russisch. Wir beraten derzeit vor allem Menschen aus Fluchtgebieten wie Syrien, dem Irak oder Afghanistan, aber auch aus EU-Ländern wie Bulgarien.

☺ **Bei welchen Wünschen hoffen Sie noch, dass sie sich erfüllen werden?**

Ganz klar: Dass mein Arbeitsplatz sicherer ist und mehr Perspektive hat. Mein Vertrag läuft bis 2024 und wird dann hoffentlich wieder verlängert. Trotzdem macht es einen Unterschied, ob man ein unbefristetes Arbeitsverhältnis hat oder eben nicht.

☺ **Welche Angewohnheit mögen Sie an sich – und welche nicht?**

Manchmal denke ich vielleicht zu bürokratisch und zu sehr in Schubladen. Da wäre ich gerne etwas flexibler. Manchmal handle ich auch ein bisschen zu schnell. Was mir wichtig ist: dass Menschen aufrichtig und ehrlich sind. Denn das bin auch ich.

☺ **Auf was möchten Sie nicht verzichten?**

Auf die Raucherpausen. Und auf den Kaffee bei der Arbeit! Meine Tätigkeit macht viel Spaß, geht aber auch an die Substanz. Da tun die kurzen Auszeiten mit den Kollegen ungeheuer gut.

☺ **Haben Sie schon einmal eine Freundschaft beendet?**

Ja, das habe ich. Es gab falsche Freundschaften, und es gab Freundschaften, bei denen sich die gemeinsamen Interessen zu sehr verändert haben. Das ist traurig, aber gehört zum Leben.

☺ **Welche Bedeutung hat Geld für Sie?**

Geld hat überhaupt keine Bedeutung für mich. Ich brauche es lediglich zum Überleben. Das Wichtigste ist die Gesundheit.

☺ **Was oder wo ist Heimat für Sie?**

Die Heimat ist dort, wo man seinen Lebensschwerpunkt hat. Bei mir ist das Delmenhorst. Trotzdem sollte man auch seinen Geburtsort nicht vergessen, der uns Deutsche genauso prägt wie unsere Klientinnen und Klienten. Das hindert einen ja nicht daran, für Neues offen zu sein.

☺ **Wie oft denken Sie an den Tod?**

Ich denke immer wieder an ihn. Wenn Menschen sterben, die mir nahestehen, kommt zu der Trauer auch das Nachdenken über die eigene Vergänglichkeit. Nicht zuletzt deswegen bemühe ich mich grundsätzlich um einen respektvollen Umgang mit meinen Mitmenschen. Ich finde, wir sollten niemals im Bösen auseinandergehen, sondern uns immer mit einer gewissen Demut begegnen.

☺ **Wie möchten Sie sterben?**

Das kann ich nicht sagen. Ich möchte noch nicht sterben, ich lebe gerne und habe noch so viel vor, reisen vor allem. Aber ich weiß: Gott oder Allah fragen nicht nach dem richtigen Zeitpunkt.

Reformationstag in Delmenhorst

Am Sonntag, 31. Oktober, um 17 Uhr begehen die christlichen Kirchen im Oldenburger Land mit einer zentralen ökumenischen Veranstaltung den diesjährigen Reformationstag in der Stadtkirche Delmenhorst. Das Motto des diesjährigen Ökumenischen Kirchentages ›Schaut hin!‹ wird dabei ergänzt um die Frage ›Wo braucht es mehr Gerechtigkeit?‹ Dabei geht es speziell um die Situation vor Ort wie den Wohnungsmarkt in Delmenhorst, die Bezahlung und Stellung der Pflegekräfte, die Corona Situation für Solo-Selbstständige.

Weitere Infos: www.stadtkirchedelmenhorst.de

vrk+

Versicherer im Raum der Kirchen

Kfz-Versicherung wechseln.
Beitrag sparen. CO2
reduzieren.

Stadt Oldenburg und Rastede

Mathias Laing, Generalagenturleiter
Telefon 04492 919530

Ammerland

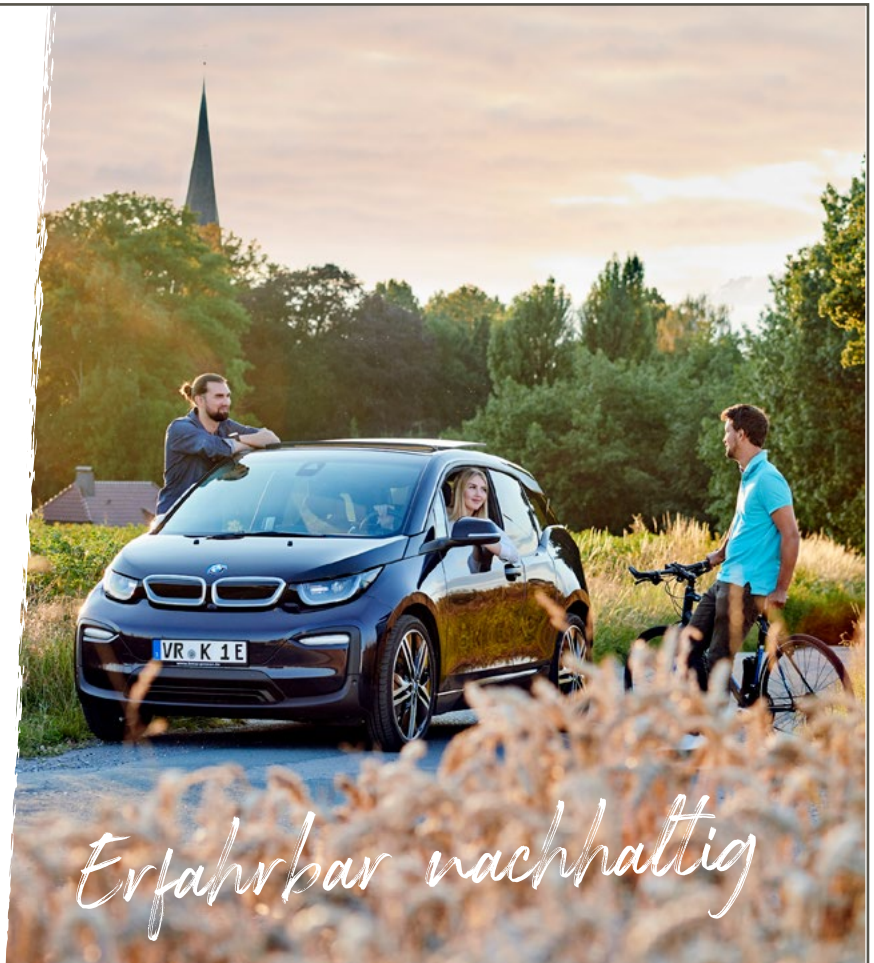
Werner Runde, Generalagenturleiter
Telefon 05951 902424

Friesland, Wilhelmshaven und Wesermarsch

Thorsten Gießelmann, Agenturleiter
Telefon 04944 9204809

Landkreis Oldenburg/Delmenhorst und Wildeshausen

Dirk Oberheim, Hauptagenturleiter
Telefon 04221 2926579



Zuwendung

Für uns haben Nähe und Zuwendung,
Vertrauen und Verantwortung große
Bedeutung. In unserer täglichen
Arbeit lässt sich erkennen, dass
uns christliche Werte wichtig sind.

Rufen Sie uns an:

0441-2100111



Diakonie 
Da sind Sie Zuhause

Elisabethstift · Friedas-Frieden-Stift
Büsingstift · Seniorenzentrum Haarentor

www.oldenburger-senioren.de